

Allitera Verlag

Eduard Freundlinger

Wie ich vom Weg abkam,
um nicht auf der Strecke
zu bleiben

Meine Pilgerreise

Allitera Verlag

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.allitera.de

Dezember 2016

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

© 2016 Buch&media GmbH, München

Umschlaggestaltung: Johanna Conrad, Augsburg

unter Verwendung eines Bilds von © Jonathan Woodcock, iStock

Printed in Europe

ISBN print 978-3-86906-961-6

ISBN PDF 978-3-86906-964-7

ISBN epub 978-3-86906-965-4

*Für sämtliche Mitglieder der Familie Pongratz
Muchas gracias für alles*

1

[ine meiner frühesten Kindheitserinnerungen ist die an eine Abenteuerreise – oder genauer gesagt an einen Sonntagsbesuch bei den Großeltern, die zwei Dörfer weiter wohnten. Es war noch zu früh, um loszufahren, aber ich quengelte bereits. Schließlich wollte ich meinen Großeltern unbedingt mein Dreirad zeigen, das ich zu meinem vierten Geburtstag geschenkt bekommen hatte. Meine Mutter, die ihre Haare voller Lockenwickler hatte und mit Tortenverzierungen beschäftigt war, schickte mich schon voraus.

»Aber nur bis zur Landstraße. Dort wartest du auf uns«, sagte sie und strich mir liebevoll über das Haar. Ihre nächste Berührung sollte eine Ohrfeige werden, die sie gewaschen hatte, aber das konnten weder sie noch ich voraussehen.

Also strampelte ich mit meinem Dreirad den Schotterweg entlang, der zur Landstraße führte. Dort hielt ich an und blieb eine Weile stehen. Natürlich besaß ich noch keine Uhr, deshalb wusste ich nicht, wie lange ich auf meine Eltern wartete. Leider war mir damals der Begriff Geduld ebenso fremd wie das Wort Gehorsam, und ich war im Umgang mit beidem noch unerfahren.

Es war nicht mein erster Sonntagsausflug zu Oma und Opa. Schon oft war die Wegstrecke an mir vorbeigezogen, als ich von meinem Platz durchs Autofenster blickte. Ich wusste also, dass ich mit meinem Dreirad nur nach links abbiegen musste und einige Kilometer der Landstraße zu folgen hatte, bis diese auf eine vielbefahrene Hauptstraße stieß. Diese müsste ich dann entlangradeln

und mich dabei immer schön am rechten Straßenrand halten, damit ich nicht von einem der vielen Autos überfahren würde. Ich würde erst durch ein kleines Dorf kommen, dann durch einen größeren Ort. Anschließend ginge es einen Berg hinab, und schon hätte ich die Kleinstadt Seekirchen erreicht. Am Ortseingang lag das Haus meiner Großeltern.

Ich war zwar mit meinem Dreirad noch nie so weit gefahren, genau genommen besaß ich mein Gefährt erst seit wenigen Tagen, aber ich war mir sicher, dass ich das mit meinen kurzen Beinchen schaffen könnte. Ohne an die mahnenden Worte meiner Mutter zu denken, strampelte ich los und wagte mich zum ersten Mal aus meiner kindlichen Komfortzone.

Etwa drei Stunden später klingelte ich an der Tür meiner Großeltern. Wenn man von einer besorgten Dame an einer Bushaltestelle absieht, die mich kleinen Helden aufzuhalten versuchte, hatte ich mein Ziel ohne größere Zwischenfälle erreicht. Ich war mächtig stolz auf mich. Meine von meinem spurlosen Verschwinden bereits in Kenntnis gesetzte Großmutter brachte kein Wort hervor und drückte mich so fest an sich, dass ich – ohnehin außer Atem – kaum Luft bekam. Wenig später trafen meine eiligst verständigten Eltern ein. Sie schienen sich zu freuen, den jungen Abenteurer wiederzusehen, auch wenn meine Mutter diese Freude etwas eigenartig ausdrückte – nämlich in Gestalt der bereits erwähnten Ohrfeige.

Vierzig Jahre später hatte mir das Leben eine Menge Ohrfeigen verpasst, und das kindliche Selbstvertrauen war mir längst abhanden gekommen. Ängste und Sorgen begleiteten meinen Weg. Auf den Ratschlag meiner Mutter konnte ich nicht mehr hören. Sie war längst verstorben. Freiwillig aus dem Leben geschieden.

Vor vielen Jahren hatte ich mein im Winter viel zu kaltes Heimatland verlassen, um in ein Land zu ziehen, in dem es im Sommer viel zu heiß ist. Ich hatte verschiedenste Berufe ausgeübt, wirkliche Berufung oder gar Erfüllung hatte ich jedoch nicht

erfahren. Ich hatte eine schöne Frau geheiratet und mich wieder scheiden lassen, weil diese schöne Frau einen anderen Mann gefunden hatte. Ich hatte über fünfzig Länder in sämtlichen Kontinenten bereist und dort unzählige Fotos geschossen, die ich mir hinterher nie wieder ansah, aber vor der Linse hatte ich kaum etwas wahrgenommen. Überhaupt befand ich mich gedanklich nur selten in der Gegenwart, sondern eher im Gestern, im Morgen, beim nächsten Termin, beim letzten Streit. Oder ich war in ein Selbstgespräch vertieft, in dem ich jemanden schonungslos meine Meinung sagte, was ich ganz sicher nicht tun würde, wenn diese Person mir tatsächlich gegenüber gestanden hätte.

Ich konnte sympathisch sein, wenn ich das wollte, doch das war immer seltener der Fall. Ich konnte humorvoll sein, dabei hatte ich selbst nichts zu lachen. Ich konnte selbstsicher auftreten und hegte zugleich Zweifel, ob mir das gelang. Ich hatte sogar Bewunderer, von denen manche so sein wollten wie ich. Ich hingegen wollte ein anderer sein, wollte erfolgreicher und vermögender oder schlanker und sportlicher oder weiser und gebildeter oder sorgenloser und glücklicher sein.

Am glücklichsten war ich in meinen Träumen. Im imaginären Entfliehen aus meinem Alltag und im Erschaffen neuer Realitäten. Ich träumte von weiteren Reisen in ferne Länder, gefährlichen Abenteuern, die nur echte Kerle bestanden, von Romanzen mit betörenden Frauen, einer athletischen Figur, finanzieller Freiheit, einer Villa in den Bergen und einer Yacht im Hafen. Manche Träume konnte ich mir erfüllen, doch nicht selten bemerkte ich hinterher, dass ich, wie schon so oft, den falschen Träumen nachgelaufen war und mich damit nur unnötig belastet hatte.

Zudem steuerte mein Leben gerade auf einen Abgrund zu – finanziell, emotional und sozial. Ich wusste nicht, wie ich das Steuer im letzten Moment herumreißen sollte, zum Bremsen war es längst zu spät, und ich hatte schreckliche Angst vor dem Absturz ins Nichts.

Immer wieder suchte ich nach Lösungen aus meinem Dilemma.

Mich beschäftigten Fragen, deren Antwort man nicht im Internet finden konnte. Wie die Frage nach dem Glück. Wie erlangte man Glück? Wie erkannte man es? Wie hielt man es fest? Wie definierte man überhaupt Glück? Ich hatte mal gelesen, dass Glück der Wunsch nach Wiederholung sei. Aber stimmte das auch?

Ich ahnte, dass das Glück nicht einfach durch die Tür spaziert käme. Man musste es wohl zu sich nach Hause einladen. Doch sollte man nicht vorher aufräumen und saubermachen? Vielleicht indem man lernte, wie man besser mit Sorgen umging, gelassener, aufmerksamer, aufrichtiger und dankbarer wurde, wie man mit Schmerz und Enttäuschungen klarkam? Womöglich sollte man auch längst vergessene Zeitgenossen wie Freude, Begeisterung und Liebe zu sich nach Hause einladen, damit sich das Glück wohl-fühlte?

Doch ich war nicht gut im Aufräumen. Dafür hatte ich eine Putzfrau. Ich wusste nicht, wie das Glück den Weg zu mir finden sollte, und das machte mich unglücklich.

Zwar grübelte ich in regelmäßigen Abständen über solche Fragen nach – aber nicht lange. Mails mussten beantwortet, Telefonate geführt, Termine wahrgenommen werden. Eine Menge Probleme warteten auf ihre Lösung. Keine Zeit für das Glück oder fürs Nachdenken über wirklich wichtige Dinge im Leben. Andere taten das doch auch nicht. Und geht man mit der Masse konform, muss man kein schlechtes Gewissen haben, dachte ich. Und woher sollte ich die notwendigen Erkenntnisse nehmen? Schließlich war ich kein Philosoph, erleuchteter Buddhist oder Hirnforscher.

Ich hatte das Selbstvertrauen eingebüßt, hatte vergessen, wie es sich vor über vierzig Jahren auf dem Dreirad angefühlt hatte. Verblasst war die Erinnerung an mein Hurrageschrei, als ein riesiger Lkw an mir vorbeidonnerte und der Luftzug mein Dreirad auf zwei Räder hob und beinahe in den Straßengraben befördert hätte, es aber doch nicht vermochte, weil ich mich für unbesiegbar hielt und mir wie ein Superheld vorkam, lange bevor ich mein erstes Comicheft lesen konnte.

2

Einestages traf ich mich mit einem Geschäftspartner. Der Mann kam gerade aus dem Urlaub und schien irgendwie verändert. Ruhiger und gelassener, anstatt wie bislang hektisch und nervös. Er sprach langsamer und hatte etwas an Gewicht verloren. Seine Hände lagen ruhig auf dem Tisch, wenn er etwas erklärte. Es gab ein Problem zu besprechen, aber das schien mein Gegenüber nicht besonders zu belasten. Es musste ein erholsamer Urlaub gewesen sein, dachte ich und fragte ihn, wo er gewesen sei. Ich tippte auf die Malediven.

»Ich bin einen Teil des Jakobswegs gegangen«, erzählte er. Donnerwetter. Das hätte ich ihm nicht zugetraut. In der nächsten Stunde lauschte ich voller Interesse seinem Bericht.

»Eines Tages werde auch ich den Jakobsweg laufen«, verkündete ich meinem Geschäftspartner, als wir uns verabschiedeten. Aber selbst in meinen Ohren klang das wie eine Lüge. Seit ich in Spanien wohnte – und das waren zu dem Zeitpunkt schon zwanzig Jahre –, hatte ich davon geträumt. Eines Tages werde ich diesen Weg gehen, hatte ich mir alle Jahre wieder geschworen. Schließlich handelte es sich dabei um einen noch unerfüllten Traum auf meiner To-do-Liste. Inspiriert hatte mich Paolo Coelhos Buch *Auf dem Jakobsweg*. Es beeindruckte mich sehr, dass Pilger diesen Weg schon seit Hunderten von Jahren beschritten hatten. Doch ich war den Camino Francés noch immer nicht gegangen. Natürlich nicht. Wie denn auch? Ich hatte ja keine Zeit! Schließlich handelte es

sich um keinen Sonntagsausflug, sondern um einen mindestens dreißig Tagesetappen langen Gewaltmarsch, Ruhetage sowie An- und Abreise nicht eingerechnet. Darauf, mir die Zeit einfach zu nehmen, war ich nicht gekommen. So war es bei dem Traum geblieben.

Aber das Gespräch mit meinem Geschäftspartner verfolgte mich den restlichen Tag und auch noch am nächsten Morgen. Ich sagte zu mir: Was bist du eigentlich für ein Idiot? Geh doch endlich deinen Weg, und zwar sofort! Doch mein innerer Dämon mischte sich ein: »Spinnst du? Gerade warst du einen ganzen Monat in Österreich auf Urlaub, du musst arbeiten, deine kleine Immobilienfirma vor dem Ruin bewahren, endlich deinen vierten Kriminalroman schreiben, du bist im Oktober auf zwei Hochzeiten eingeladen, und es stehen wichtige Geschäftstermine an. Außerdem hast du derzeit kaum Geld. Also vergiss es, und träum schön weiter.«

Allerdings ließ ich mich diesmal nicht so einfach abkanzeln und hielt dagegen: »Am vierten Roman kann ich hinterher immer noch schreiben – und er wird dadurch noch besser werden, weil ich neu gewonnene Erfahrungen einfließen lassen kann. Geld habe ich zwar nicht viel, aber eine Herberge kostet zwischen fünf und zehn Euro, und das werde ich einen Monat lang auch noch finanziert bekommen. Und was meine »wichtigen Termine« anbelangt, mein lieber Dämon – was bitteschön kann wichtiger sein als die Erfüllung eines jahrelangen Traums?«

So wurde in meinem Kopf eine Weile weiterdiskutiert, bis der skeptische Dämon schließlich das Handtuch warf. Damit war der Entschluss gefasst. Jetzt würde ich den Jakobsweg gehen. Nicht nächstes Jahr, nicht nächsten Monat, sondern *jetzt sofort*. Noch am selben Tag kaufte ich in einem Outdoor-Laden das Nötigste, am folgenden Tag verschob ich meine Termine und organisierte einen kompletten Monat um, und am Morgen danach fuhr ich von meinem Wohnort im Süden Spaniens tausend Kilometer bis zum Ausgangspunkt des französischen Jakobswegs.

In der überstürzten Planungsphase blieb zum Glück kaum Zeit,

um über meinen aktuellen Fitnesszustand nachzudenken. Ich besuchte zwar mehr oder weniger regelmäßig ein Fitnessstudio und stemmte dort tonnenweise Eisen, aber alles, was mit Ausdauer zu tun hatte, mied ich ebenso wie das Treppensteigen in die dritte Etage. Nach zwanzig Minuten Laufband warf mich das fiese Gerät ab wie einen Rodeoreiter, nach einer halben Stunde Spinning übertönte mein hyperventilierendes Japsen die laute Musik, und nach einer Stunde Wandern ... Um ehrlich zu sein, hatte ich keine Erfahrungswerte, wie mein Hundertfünfzehn-Kilo-Körper auf eine Stunde Wandern reagierte, weil ich das schon seit ewigen Zeiten nicht mehr getan hatte.

In jener ersten schlaflosen Nacht im Stockbett einer Pilgerherberge im verschlafenen französischen Grenzort Saint-Jean-Pied-de-Port kamen mir daher berechtigte Zweifel am physischen Aspekt meines Vorhabens. Der lästernde Teil meines Egos hielt mir Vorträge, dass ich das niemals schaffen werde. Mein anderes Ich hielt dagegen, dass ich es mit dem nötigen Willen sehr wohl schaffen könnte. Zumal »learning by doing« eins meiner Grundprinzipien war. Auch in meine neue Aufgabe als Pilger versuchte ich langsam hineinzuwachsen, und nach einigen hundert Kilometern würde ich schon fit genug sein, dachte ich.

Leider machte mir die Topografie einen Strich durch die Rechnung, denn die erste Etappe des Jakobswegs war die schwierigste. Vor der Herbergstür ging es direkt hinein in die Pyrenäen, die ich bisher nur von Übertragungen der Tour de France kannte, die ich bequem von meinem Sofa aus verfolgte. Am Beginn stand also gleich die Königsetappe – und das auch noch ungedopt. Eine Tatsache, die mich in jener ersten Nacht, zusammen mit dem Schnarchen eines halben Dutzend Pilgerkumpanen, um den Schlaf brachte.

3

Saint-Jean-Pied-de-Port – Roncesvalles

Noch vor Tagesanbruch setzte ich meinen viel zu schweren Rucksack auf – und gleich wieder ab. Diesen Vorgang wiederholte ich viermal, weil ich erstens meine Jacke hervorkramen musste, zweitens die Wasserflasche anders positionierte, drittens den historischen Moment festhalten wollte und dafür mein Handy aus einer Seitentasche ziehen musste und viertens kontrollieren wollte, ob auch alle Fächer und Taschen ordentlich verschlossen waren, sodass bei meinem bevorstehenden Marsch über die Pyrenäen nichts herausfallen konnte. Diese Aktivität brachte mich so aus der Puste und ins Schwitzen, dass ich meinen Rucksack ein fünftes Mal abschnallte und die Windjacke wieder reinstopfte.

Während einer ersten Verschnaufpause hatte ich auch gleich meine erste Erscheinung auf dem Jakobsweg. Es war leider nicht die Jungfrau Maria, die mir zuflüsterte, ich müsse keine achthundert Kilometer laufen, damit sie mir alle meine Sünden vergebe – ein Vater Unser sei völlig ausreichend. Nein, es war eine Belgierin mit Kurven wie eine Pyrenäengebirgsstraße. Sie fragte mich, ob hier in der Nähe ein Obstladen offen hätte. Ich bezweifelte es und bot ihr Früchte aus meinem Rucksack-Megastore an. Diesbezüglich war ich bestens vorbereitet. Ich hatte Kiwis, Bananen, Äpfel, Birnen, Sandwiches und Müsliriegel dabei. Und zwei Liter Elektrogetränke. Mit reichlich Proviant versuchte ich meinen Fitness-

DIESES BUCH BESTELLEN:

per Telefon: 089-13 92 90 46

per Fax: 089-13 92 9065

per Mail: info@allitera.de

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm
unter:

www.allitera.de

www.facebook.com/AlliteraVerlag

Allitera Verlag

Allitera Verlag • Merianstraße 24 • 80637 München
info@allitera.de • fon 089-13 92 90 46 • fax 089-13 92 90 65 •
www.allitera.de • www.facebook.de/AlliteraVerlag